Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Verteidigung der Xanthippe
Autor: Andres, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759505

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VERTEIDIGUNG DER XANTHIPPE

VON STEFAN ANDRES

Hätte die Kleinbürgerin aus Athen es zu Lebzeiten ihres Sokrates gewußt, daß ihr Name als der Inbegriff des zänkischen Weibes die Jahrtausende überdauern würde, sie wäre ihrem Ehemann in den Bart gefahren und hätte ihn gefragt, wie sie zu tun pflegte: «Und was die Leute über uns sagen, ist dir das wirklich so ganz und gar gleichgültig?»

Und den Antisthenes, diesen jungen Mann in seinem zerrissenen Mantel, der immer nur von der Unabhängigkeit des Philosophen redete, von der totalen, gefühllosen Unabhängigkeit hätte sie, statt ihm eine Bohnensuppe vorzusetzen, mit dem Besenstiel traktiert. Sie wußte wohl, daß er von ihr als einem Hausdrachen erzählte, aber der kleine Prolet, der immer von Unabhängigkeit redete und Hunger hatte, tat ihr leid. Sie konnte dagegen nicht wissen, daß dieser Antisthenes der erste erklärte Zyniker war und daß seine Xanthippe-Geschichten von seinen Schülern einmal grundsätzlich genommen würden! Hätte sie es gewußt! So sagte sie nur, während sie ihm den Teller mürrisch hinschob, er sei ein Müßiggänger und Tagedieb, um kein Haar besser als ihr Mann, und Sokrates blinzelte ihm dann verschmitzt zu, und Antisthenes überlegte, derweil er sich den Bauch vollschlug, wie man eigentlich verheiratet sein könne — als Philosoph — etwa der Bohnensuppe wegen? Und er sah in Xanthippe eine Entwürdigung seines verehrten Meisters. Die neidischen Götter hatten dem Sokrates die Xanthippe richtig ans Bein gebunden! Das war nun einmal so. Aber er fragte den Meister nie, warum er sich nicht von ihr trennte oder warum er sich gar mit ihr verbunden hatte! Er hütete sich sogar, das zu fragen; denn seine jugendliche Eifersucht auf den verehrten Lehrer fürchtete, daß Sokrates ihm einfach hätte antworten können: «Weil ich sie liebhabe, guter Junge, weil ich sie brauche, ist sie trotz allem nicht prächtig, meine Alte?»

Sie hatte den jungen, armen Bildhauer Sokrates geheiratet, damals, als er noch ein bißchen verdiente. Und drei Söhne gebar sie ihm. Sie wird keine Phryne oder Lais gewesen sein, sonst hätte sie ihn, die Stupsnase, vielleicht nicht genommen! Aber doch war sie wohl hübsch genug, daß er sie manchmal als Modell für irgendeine Göttin oder Grazie nahm. Nach ein paar Jahren hörte das auf: für Schönheits-

mittelchen und hübsche Kleider fehlte das Geld, und eigentlich hatte es schon immer gefehlt, und es hörte auch auf, weil Sokrates keine Lust mehr am Bildhauern fand. So sagte er: keine Lust — sie sagte: du mit deinem Spintisieren! Und er lächelte dann so gutmütig erhaben auf seine Weise. Man konnte ihm nicht richtig böse sein! Er war ja ihr ältester Junge, nur daß er weniger geschickt im Geldverdienen war als ihre drei Söhne, die genau so ratlos vor diesem Vater standen, der nach und nach anfing, die Leute bekehren zu wollen. Versteht sich: kostenlos; denn damit, daß er den Leuten beibrächte, er und sie alle zusammen wüßten nichts, konnte er keinen Salzfisch verdienen. Was nützte es Xanthippe und ihrer Familie, wenn das Delphische Orakel den Athenern sagte, sie hätten keinen weiseren Menschen als den Sokrates in ihren Mauern? Die Krämer geben auf Weisheit keinen Kredit. Zum Festzug der Panathenäen trug sie ein ihr viel zu kurzes Obergewand des Sokrates, das ihm einer der jungen Freunde und Tunichtgute geschenkt hatte. Sie schämte sich, darin auszugehen, und zwar auch seinetwegen. Er lachte sie nur aus: sie gehe wohl zum Festzug, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden! Bei Aphrodite! War sie denn so alt und häßlich, um nicht neben ihrem Mann noch auftreten zu können?

Und immer diese Gäste? Die Söhne plagten und plackten sich, um die paar Drachmen hereinzukriegen, und er lud ein: nicht nur diese Gemischtware von vorlauten Jungen: Alkibiades, Platon, Antisthenes, Xenophon und wie sie alle hießen, sondern auch würdige, reiche Leute, die man auf der Straße nicht zu grüßen gewagt hätte: Staatsmänner, Aristokraten und Gutsbesitzer. «Xanthippe, richte für heute abend ein schönes Mahl und Wein, wenigstens zwei Metretes!» Gewiß, wegen der Auslagen, von denen die Familie zwei Wochen hätte leben können, hielt man sich dann heimlich an Alkibiades, der war, wenn auch ein verrückter Kerl, doch recht großzügig; aber all das Drum und Dran eines solchen Abends! Man mußte Teppiche und Polster leihen gehen, Blumengeranke winden, eine Aufwartung haben, alles Ueberlegungen, die dieser Kindskopf unter seiner Glatze mit keinem Gedanken anging. Und wenn sie dann die Hände überm Kopf zusammenschlug und hin- und herlief, lachte er nur: «Ei, geh doch, Xanthippe, wenn sie wirklich feine Kerle sind, sind sie zufrieden, wenn nicht, sollen sie sich scheren!» Das konnte er leicht sagen, aber an ihr blieb es hernach hängen, wenn auf dem Wein Oel schwamm oder ein Becher fehlte oder wenn gar einer gegen Mitternacht meinte, man solle lieber zu der oder jener Hetäre aufbrechen, da sei es ein bißchen bequemer. Das hatte man dann für alle Mühe! Und er, reizend besoffen, wie er war, kümmerte sich um solche Bemerkungen nicht.

Und er blieb eine ganze Nacht fort und kam am hellichten Mittag heim, mit einem dicken Kopf, vollständig verbraucht und müde. Er tat ihr leid, dieser dumme, große Junge, der die Athener besser machen wollte. Sie wußte genau, daß er mit seinem ständigen Fragen nach einem rechten Leben in Tugend und Liebe zur Weisheit die meisten anödete, die übrigen aber in ihren liebgewordenen Gewohnheiten störte oder sie gar aufbrachte. Nur die paar unberechenbaren Wirrköpfe, die sich um ihn drängten, hatten ihn eigentlich gern. Kein Wunder, für sie war er ja auch immer da! Ob sie ihn aber auch geliebt hätten, wenn er ihnen stets als müder Quartiergast gekommen wäre? So kannte sie ihn nur noch, schon seit Jahren. In ihrem Zorn, das ist wahr, schüttete sie ihm, als sie gerade mit dem Spülicht vor die Tür trat und er in einer Weinwolke gegen Mittag heimkehrte, plötzlich — ja, ganz plötzlich, ohne etwas zu sagen, den Kübel über den Kopf. Die Nachbarn lachten, aber dieser schreckliche Mensch stand nur da und wischte sich ab, lächelte und hob seine Stupsnase gen Himmel und sagte: «Wie seltsam, seit wann regnet es denn so plötzlich ohne Donner und Blitz?»

Gewiß, die Leute hatten allerlei zu lachen. Aber Sokrates sollte sich nicht einbilden, daß die Athener ihn deshalb lieber mochten. Man lachte auf Kosten ihrer Familie, ihrer Ehe. Man trug ihr zu, wie er auf die Frage, ob man heiraten solle oder nicht, gesagt hatte: «Heirate oder heirate nicht, beides wirst du bereuen!» Er bereute es also öffentlich, sie geheiratet zu haben. Und das nach dreißig Jahren Ehe, und sie hatte es noch nie bereut. Sie liebte ihn und konnte es ihm nicht zeigen, er gab ihr keine Zeit und keinen Anlaß dazu. Er war immer unterwegs, und sie ahnte: zu seinem Verderben. Die Leute mochten ihn nicht, er verstand die neue Zeit nicht, und wenn er sie verstand, dann war es unbegreiflich, warum er sich nicht zu einer Partei schlug, zu irgendeiner! Die Volkspartei war am Ruder, die Partei seiner Klasse also, er hätte können Karriere machen, zumindest aber sich so viel politische Beliebtheit erwerben, um sich vor Angriffen sicherzustellen. Statt dessen lief er umher, nicht anders als die bezahlten Staatsspitzel, ein wirklicher Aufpasser der Weisheit, und stellte seine verfänglichen Fragen, und seine jungen Freunde lachten, wenn er so einen gelehrten Professor oder reichen Dummkopf blamierte und auf seine friedlich bissige Weise bloßstellte. Dann warnte sie ihn: «Aber Sokrates, bist du blind oder verrückt? Siehst du denn nicht, daß du den Leuten ein Dorn im Auge bist!»

Und da kam denn auch das Unglück — und was Xanthippe seit langem befürchtet hatte, traf ein: außer den jungen Leuten, die keinen Einfluß hatten, setzte sich niemand für den Angeklagten ein. Sie hätte zwar nie geglaubt, daß man ihn gerade eines solchen Ver-

brechens wegen unter Anklage stellen könne: Sokrates war wirklich fromm, und er hatte nie Götter und Göttliches verunehrt. Und die Jugend zu einem unrechten Leben verführt zu haben, das war ein solch wahnsinniger Vorwurf — daß sie bei diesem Anklagepunkt vor Zorn und Empörung aufgefahren war. Sie hatte ihren Mann, ungefragt und voll wurmender Eifersucht sozusagen der Jugend abtreten müssen, und da war es oft ihr einziger Trost gewesen, wenn sie sich, so richtig sitzengeblieben, überlegte: er ist halt doch ein Bildhauer und will schöne Menschenbilder machen, was kann man da tun als ihn gewähren lassen! Und nun nannte man ihn einen Verführer der Jugend!

Sie lief zu ihm ins Gefängnis und weinte an seiner Brust: «Weh mir, daß du unschuldig sterben sollst!» Und da sagte dieser unbegreifliche Mann: «Ja, was denkst du denn, sollte ich etwa schuldig sterben?»

In diesem Augenblick, da sie auf seine immer gleichmütigen Bemerkungen nicht mit zornigen Worten antworten konnte, sondern nur mit Tränen, mit hilflosen und beschämten Tränen angesichts dieser jungen Leute, die ihn auch jetzt noch umlagerten (da sie, als seine Frau, doch das Recht gehabt hätte, allein bei ihm zu weilen), in diesem Augenblick, ja da spürte sie etwas wie Haß gegen ihn, und sie ging weg. Er dachte nur an seine Tugend und seine Weisheit und sein gutes Beispiel, das er den Athenern zu geben gedachte, aber an sich selbst, seine Frau und Söhne dachte er nicht. Und nicht einmal entfliehen wollte er! Nein, er war kein guter Ehemann, so dachte Xanthippe, mag er ein noch so großer Philosoph sein.

Aber als am andern Morgen einer der Schüler kam, um mit ihr über die Bestattung zu reden, da konnte sie es nicht fassen, daß er nie mehr um die Mittagszeit in einer Weinwolke nach Hause kommen würde, brummig, lächelnd und müde, ihr Sokrates, der ihr nie gehörte, so hatte sie geglaubt, und der ihr doch jetzt so abgehen würde. Xanthippe, die von der Philosophie bestohlene Ehefrau, überstand, so muß man mit Bestimmtheit annehmen, diesen Verlust nur kurze Zeit. Denn der Mann, den sie nie eigentlich zu haben glaubte, fehlte ihr nun. Und da merkte sie, daß sie den Sokrates auf ähnliche Weise geliebt hatte wie der die Weisheit: sehnsüchtig und von ferne. Denn wie er zu sagen pflegte, daß sein Wissen in der Erkenntnis seines Nichtwissens bestehe, so fand sie nun, daß ihre Liebe zu ihm sich im nimmermüden Streit um diese unerreichbare Liebe erfüllt hatte.

DIE SCHWESTERN

ERZÄHLUNG VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Ob unsere Handlungen gut oder schlecht, edel oder gemein, vornehm oder elend sind, ist kaum je zu entscheiden, ohne daß nicht auch Einwände jeder Art gegen das Urteil des Gesetzes, der öffentlichen Meinung und des Gefühls könnten erhoben werden. Nehmen wir's genau, so bleibt sogar fraglich, ob wir für unsere Taten *überhaupt* zur Verantwortung gezogen werden können — wissen wir doch selber nicht, ob wir in Wirklichkeit dem freien Willen oder der Veranlagung und dem Zwange der Umstände gehorchen.

Der Soldat, der die Waffen hinwirft, statt sie gegen die Feinde zu verwenden, wird zwar den Beifall aller Gegner des Krieges ernten; aber das Vaterland, die Vorgesetzten, die natürliche Vernunft werden ihn verdammen. Der Vater, der für die hungernden Seinen auf Diebstahl ausgeht, kann des Dankes seiner Familie gewiß sein; aber jeder Richter, mag er auch noch so viel Mitleid für ihn empfinden, muß ihn verurteilen. Es gibt kein unanfechtbares Urteil. Moral, zumindest wenn sie der Allgemeinheit paßt, ist selten mehr als Konvention. Ja es ist sogar möglich, sich mit Taten, die in den Augen *aller* für klare Verbrechen gelten, auf so verschiedene Art zu beschäftigen, daß es so gut zum Segen wie zum Nachteile der Menschheit geschehen kann — kommt es doch darauf an, welche Folgerungen wir aus dem uns allen etwa einwohnenden Hang zum Verbrechen ziehen.

Davon soll diese Geschichte ein Beispiel sein.

*

Eine junge Dame, Marcelle B., von Geburt Deutschrussin, lebte seit einigen Jahren in der Emigration und ward für eine Femme soutenue gehalten, weil man ihr einen andern Erwerb nicht nachzuweisen wußte. Doch ahnte man noch weniger, wer sie etwa soutenierte. Man behauptete zwar, daß sie die eine oder andere Beziehung zu Männern gehabt habe. Aber das waren junge Leute ohne Vermögen gewesen. Dabei wohnte sie in einem guten Viertel, kleidete sich mit Geschmack und verfügte über einen Wagen. Wenngleich sie keinerlei Verwandtschaft nachweisen konnte, hatte sie, nach einiger Zeit, Eingang in die Gesellschaft gefunden.

Man interessierte sich, ganz allgemein, für sie und vergaß, sich darüber zu wundern, daß, zum Beispiel, die Polizei sich nicht für sie

interessierte. Der Grund davon war einfach genug. Sie selber nämlich stand, als Agentin, in Diensten der Polizei.

Sie war aus Neigung und mit Geschick für sie tätig. Verschiedene Fälle, welche in den Kreisen der Industrie, der Finanz und des öffentlichen Lebens Aufsehen erregt hatten, waren von ihr aufgeklärt worden, ohne daß man gewußt hätte, daß sie es gewesen war, die sie aufgeklärt hatte. Wie die meisten Frauen ihrer Art war sie ehrgeizig, legte jedoch wenig Wert darauf, daß ihr Tun bekannt werde. Sie hätte auch keinen Wert darauf gelegt, wenn sich's mit der Natur ihres Berufes vertragen hätte. Das Verhältnis der meisten Frauen zur öffentlichen Anerkennung ist ein sehr vernünftiges: bringt sie ihnen keine direkten Vorteile, so interessieren sie sich auch nicht weiter dafür. Aber es gibt mehr als genug Männer, welche von der Publizität nicht lassen können, obwohl sie nichts als Nachteile davon haben.

Eines Tages ward Marcelle auf die Spur von Ereignissen gesetzt, die in der Diplomatie spielten. In einer bestimmten Abteilung des Auswärtigen Amts nämlich waren Indiskretionen vorgefallen, welche erhebliche Folgen haben konnten. Es schien, daß Akten kopiert und zur Kenntnis fremder Regierungen gebracht wurden, ohne daß man, mit den üblichen Mitteln, zu entdecken vermochte, wer die Hände im Spiel habe. Man forschte, überprüfte, nahm Revirements vor. Das üble Treiben ging weiter. Schließlich betraute man Marcelle mit dem Gegenstande.

Hin und wieder sah man sie nun in Gesellschaft von Attachés, Konsuln und bei diplomatischen Empfängen. Weil man sie aber auch schon früher dabei gesehen hatte, so fiel's nicht weiter auf. Erst als sie sich wiederholt mit einem und demselben Manne, einem Legationsrat Rottenberg, zeigte, begann man darüber zu reden.

Sie war, nachdem sie an verschiedenen Stellen das Terrain geprüft, zur Ueberzeugung gekommen, daß Rottenberg die Schlüssel zu dieser ganzen Angelegenheit in Händen halte. Mehrmals ging sie mit ihm aus. Sie sprach mit ihm über tausend Dinge, nur nicht über die Affäre, die sie eigentlich hätte beschäftigen sollen. Wir gebrauchen mit Absicht diese Wendung. Denn in Wirklichkeit beschäftigte die Affäre sie immer weniger. Sie hatte sich in Rottenberg verliebt.

Weil sie in Angelegenheiten des Gefühls nicht mehr unerfahren war, so fiel ihr nicht schwer, sich über ihren Zustand Rechenschaft zu geben. Sie wehrte sich auch nicht dagegen, ja sie fand Vergnügen daran, sich dagegen nicht zu wehren, und verlor dabei den Gegenstand, mit welchem sie beauftragt war, mehr und mehr aus den Augen. Schließlich begann sie sogar zu zittern, die Spur, die sie ursprünglich vermutet und die zu Rottenberg führte, könne die richtige sein. Und weil der Legationsrat Marcelles Neigung erwiderte, so war von

der Ausforschung irgendeines Falles, es sei denn desjenigen, in welchem sich diese beiden Herzen befanden, nicht mehr die Rede. Die Polizei ward ungeduldig.

Eines Abends aber, als Marcelle mit ihrem Geliebten soupierte, wurde er von einem seiner Untergebenen, einem jungen Herrn von Seßler, den auch sie flüchtig kannte, gegrüßt. Seßler, der ohne Gesellschaft gekommen war, setzte sich, in Rottenbergs Rücken, an einen der Tische. Nach kurzer Zeit bemerkte Marcelle, daß Seßler ihr Zeichen machte.

Wenn es nicht in der Natur ihres Berufes gelegen hätte, sich über nichts zu wundern, so wäre sie über die plumpe Art, auf die es schien, daß Seßler sich ihr nähern wollte, mehr als verwundert gewesen. Er deutete mehrmals, und zwar mit Heftigkeit, zum Ausgang. Offenbar wollte er ihr zu verstehen geben, daß er sie auf dem Vorplatze zu sprechen wünsche.

Nach einigen Augenblicken des Ueberlegens erhob sie sich unter dem Vorwande, es sei ihr soeben eingefallen, daß sie jemanden anzurufen habe, und trat in den Vorraum. Einen Moment später erschien auch Seßler. Unterdrückten Tones und aufs äußerste erregt, begann er sogleich, sie mit einer Flut von Vorwürfen zu überschütten. Nicht nur, zischte er, daß sie ihn hinhalte und ihr Versprechen, ihn zu erhören, fortwährend breche, sie beweise ihm auch ihre Neigung zu anderen Männern auf die empörendste Weise. Dazu aber habe er seine Karriere und seine Ehre, ja seine persönliche Freiheit nicht aufs Spiel gesetzt. Er verlange, daß sie ihr Interesse für Rottenberg sogleich aufgebe, wenn nicht etwas Unberechenbares, nicht wieder Gutzumachendes geschehen solle.

Sie hörte ihm, während er all dies hervorstieß, mit weitoffenen Augen zu. Aber sehr bald wich ihre Verblüffung dem Ausdrucke deutlichen Schreckens. Schon nach den ersten paar Sätzen war sie bis in die Lippen erbleicht. Schließlich stammelte sie, dies sei nicht der Ort für dergleichen Auseinandersetzungen. Anderntages würden sie weitersprechen. Jetzt aber müsse sie in das Lokal zurückkehren.

Damit ließ sie ihn stehen, trat mit so hastigen Schritten, als sei sie auf der Flucht, wieder in das Lokal und setzte sich an ihren Tisch. Was ihr denn sei? fragte Rottenberg. In der Tat war sie noch immer ganz bleich, und ihre Hände zitterten. Sie vermochte hervorzubringen, daß sie sich nicht sehr wohlfühle. Rottenberg erhob sich sogleich, beglich rasch die Rechnung und brachte Marcelle heim. Sie war ihm unendlich dankbar, daß er nicht drängte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, sondern daß er sie allein ließ.

*

Daß Seßler sich als derjenige verraten hatte, den sie suchte, und daß er sie mit jemand anders verwechselt, war ihr sogleich klar geworden. Aber die Person, mit der er sie verwechselt hatte, konnte nur ihre eigene Schwester sein.

Die beiden Mädchen waren Töchter eines vermöglichen Kaufmannes aus Reval. Sie wurden in einem Kloster erzogen. Marcelle war eine durchschnittliche Schülerin, Lucille, die andere, setzte sich schon als Kind in den schlechtesten Ruf. Schließlich nahmen ihre fortwährenden Vergehen überhand, und besonders häßlicher Dinge wegen ward sie zuletzt aus dem Kloster gewiesen. Weil man auch daheim von ihr nichts mehr wissen wollte, brachte man sie zu Verwandten nach Riga. Es waren dies Leute, die im Rufe größter Strenge standen und sich erbötig gemacht hatten, das Mädchen zu bessern. Es sollte sich erweisen, daß ihre Versuche vergeblich sein würden.

Als die baltischen Staaten ihre Selbständigkeit verloren, bereitete die Familie sich darauf vor, das Land zu verlassen. Auch Lucilles Zieheltern wurden verständigt. Aber die Ereignisse überstürzten sich in einem Maße, daß es binnen wenigen Tagen zur Flucht zu spät war. Nur Marcelle, die man vorausgeschickt hatte, gelangte noch ins Ausland. Die Eltern, die sich von ihrem Besitze nicht sogleich hatten trennen können, kamen nicht mehr über die Grenze.

Von ihnen und von ihrer Schwester erfuhr Marcelle auch später nichts mehr, als — es war im Jahre 1941 — die deutschen Truppen das Land besetzten. Wer irgend Vermögen oder Ansehen gehabt hatte, war in das innerste Rußland verschleppt worden.

Wenn man aber, als die Mädchen im Kloster gewesen waren, nicht hatte begreifen wollen, daß Zwillingsschwestern so verschieden veranlagt sein könnten wie Lucille und Marcelle, so sollte sich später zeigen, daß Marcelles Veranlagung im Grunde die gleiche war wie die Veranlagung Lucilles. Nur die Richtung, in der sie sich bewegte, war eine andere. Marcelle nämlich fühlte sich vom Geheimnis des Vergehens, ja des Verbrechens nicht minder angezogen als die Schwester. Doch nahm dieser Zwang bei ihr nicht den Weg, daß sie den menschlichen Verirrungen verfiel; sondern sie konnte sich bloß gegen den Wunsch nicht wehren, vorgefallenen Verbrechen nachzugrübeln und nachzugehen, um sie aufzuspüren und aufzudecken.

Ein Hang zum Verbotenen aber war's in jedem Falle. Denn dem Gesetze, nach welchem wir antreten, vermag niemand zu entfliehen. Vielleicht aber kann man, was zu tun uns vorgeschrieben ist, zum Guten wenden statt zum Bösen. Doch wissen wir denn, ob die Natur unser Tun nach den gleichen Grundsätzen einschätzt, nach denen wir selber es beurteilen? Wohl kaum. Gemessen, zumindest, an der Allgewalt des Triebs, der uns zu gewissen Handlungen hinreißt, scheint

es von geringer Wichtigkeit, ob wir selber sie gutheißen oder verwerfen.

Doch sei dem, wie ihm wolle: Marcelle, jedenfalls, vermochte sich nach ihrer Flucht ins Ausland durch kleine Dienste, die sie der Polizei erwies, alsbald einen gewissen Lebensunterhalt zu sichern. Nach und nach mit wichtigeren, ja den wichtigsten Fällen betraut, ward sie ihres Geschicks wegen immer höher eingeschätzt, und am Ende galt sie für unentbehrlich.

Als sie aber aus dem Munde Seßlers, ohne daß er selber wußte, was er sprach, erfuhr, sie sei auf der Fährte ihrer eigenen Schwester, die sie längst verschollen geglaubt hatte, warf es sie, im Augenblicke, völlig nieder. Sie glaubte, in einen Abgrund zu blicken, der in ihr selbst war.

*

Anderntags die Einzelheiten erheben zu lassen, welche die Verschollengeglaubte betrafen, war ihr ein Leichtes. Es war Lucille gleichfalls geglückt, ins Ausland, und zwar nach Schweden, zu fliehen. Daß sie sich, von dort, um ihre Familie nicht weiter gekümmert hatte, entsprach der Art ihres Charakters. Kurz nach ihrer Ankunft hatte sie geheiratet, und zwar einen Amerikaner, der Knabenshue hieß, sich aber, der Auffälligkeit dieses Namens wegen, Bancroft nannte. Denn er wünschte alles eher, als aufzufallen. Er war geheimer Agent der Westmächte.

Die neutralen Staaten sympathisierten zwar mit den Westmächten, sahen sich aber des Druckes wegen, der von den Deutschen auf sie ausgeübt ward, veranlaßt, Unparteilichkeit zu simulieren. So verschwanden denn, einer nach dem andern, die westlichen Agenten, die es übrigens reichlich ungeschickt trieben, in die Kerker der Neutralen; und unter anderen ward auch Herr Bancroft-Knabenshue, der es nicht eben geschickter getrieben hatte, in Haft genommen. Kaum saß er im Gefängnis, so ließ Lucille sich von ihm scheiden. Doch war sie durch den Beruf ihres Mannes auf den Geschmack gekommen, auch ihrerseits Spionage zu treiben — ja es blieb ungewiß, ob nicht überhaupt sie selbst es gewesen war, die ihn verraten hatte und festnehmen lassen; und seit damals lag eine ganze Zahl weiterer einschlägiger Affären hinter ihr. Daß nur sie es gewesen sein konnte, die Seßler bewogen hatte, geheime Akten des Auswärtigen Amtes auszuliefern, stand für Marcelle also außer Zweifel. Zugleich aber ward ihr auch klar, warum man Seßlers Tun bisher nicht entdeckt hatte. Statt nämlich für seine Indiskretionen Geld zu empfangen, durch dessen Verschwendung er sich verraten hätte, war er von Lucille bloß mit Versprechungen auf Liebesnächte abgespeist worden, zu denen sie nicht

erschien. Denn Frauen ihrer Art pflegen ihre Opfer nicht, oder nur im Falle unbedingter Unumgänglichkeit, zu erhören. Ihre Opfer sind ihnen uninteressant. Sie wenden ihre Leidenschaft bloß Menschen zu, die noch fragwürdiger sind als sie selbst.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre die Entdeckung, die Marcelle gemacht hatte, oder vielmehr: auf die sie gestoßen worden war, eine Angelegenheit gewesen, die für Seßler zwar mit dem Ruin seiner Laufbahn und ein paar Jahren Haft, für Lucille aber wahrscheinlich bloß mit der Ausweisung geendet hätte. Beides hätte Marcelle so gut wie gar nicht berührt. Daß es sich aber um ihre eigene Schwester handelte, machte die Affäre für sie zu einer Tragödie, als hätte es sich um ihre eigene Person gehandelt. Geschwister, und Zwillingsgeschwister vor allem, lassen uns immer wieder merken, daß wir eigentlich niemals so allein sein können wie wir wollen, ja daß wir nicht einmal wirklich wir selbst sind. Wir entdecken mit einer Art fast physischen Unbehagens, daß wir durchaus nicht so sehr einzeln und einmalig sind wie wir glauben, sondern daß wir viel eher bloß Angehörige einer bestimmten Gattung, ja fast ganz unpersönliche Triebe irgendeiner Spielart der Natur sind.

Trotz der Erschütterung, die Marcelle empfand, dachte sie realistisch genug, um sich vor Augen zu halten, daß sie eine große, vielleicht nie wiederkehrende Chance, die für ihre Karriere entscheidend sein mochte, aus der Hand ließ, wenn sie ihre Entdeckung verschwieg. Doch begab sie sich, ohne zu zögern, zum Chef ihres Ressorts und erklärte ihm, daß sie den Fall, mit welchem sie betraut sei, nicht weiter verfolgen könne.

Sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, Erklärungen geben zu müssen, und sich Entsprechendes schon zurechtgelegt. Zu ihrem Erstaunen aber verlor er keinen Augenblick damit, sie nach ihren Motiven zu fragen. Sondern, als sei er auf ihre Mitteilung bereits gefaßt gewesen, wies er sie sogleich weiter an den Polizeipräsidenten selbst.

Der Präsident ließ sich zwar ihre Mitteilung wiederholen, aber auch er fragte sie nicht weiter nach den Gründen ihres Entschlusses. Vielmehr eröffnete er ihr mit trockenen, fast scharfen Worten, daß sie, wenn anders sie sich nicht in ein sehr eigentümliches Licht setzen wolle, auch weiterhin mit dem Falle befaßt bleiben müsse. Und er ließ durchblicken, daß man ihre Vertrautheit mit Rottenberg bemerkt habe und der Meinung sei, sie habe in ihrem Geliebten die verdächtige Person zwar gefunden, doch wolle sie ihn schützen, weil sie sich für ihn interessiere. Dennoch solle sie ihre Pflicht tun, fügte er hinzu — er rate ihr gut.

Und damit sah sie sich aus der Unterredung auch schon entlassen.

*

Die Polizei ist eine Institution, welche gut daran tut, nicht nur die Oeffentlichkeit, sondern auch sich selbst zu überwachen. Denn anders gelangen ihre Organe, unter dem Deckmantel der Verantwortung, zu einer Verantwortungslosigkeit, welche selbst die des Kriminellen übertrifft. Die Geheime Staatspolizei der Deutschen ist ein Beispiel dafür.

Auch Marcelle, die ihren Geliebten hätte überwachen sollen, war also überwacht worden. Sie selbst war die Ursache, daß man nun Rottenberg verdächtigte und nicht auf den Gedanken gekommen war, sich mit Lucille und Seßler zu beschäftigen.

Die Gefahr, in der sie selber, in der vor allem ihr Geliebter schwebte, fiel mit furchtbarer Schwere auf ihr Herz. Vielleicht hätte sie Rottenberg sonst nur geliebt wie irgendeinen andern. Die Gefahr aber, in der er sich befand, ja in die sie selber ihn gebracht, diese Gefahr hatte zur Folge, daß sie ihn mehr zu lieben begann als ihr Leben.

Sie war überzeugt, daß er völlig ahnungslos sei und weder Seßler als einen Verräter noch sie selber als eine Agentin der Polizei verdächtige. Er hielt sie bloß für die Frau, die ihn liebte. Sie hätte ihn warnen wollen. Aber es ist, ohne daß die Liebe sich in Abneigung, ja in Abscheu verkehrt, unmöglich, von der Geliebten gewarnt zu werden, wenn aus der Warnung selbst hervorgeht, daß man ohne sehr bestimmte, sehr sachliche Gründe niemals geliebt worden wäre. Man kann an eine Liebe nicht glauben, die daraus entstanden, daß man bespitzelt worden ist.

Marcelle versuchte zwar auf die geschickteste Art, Rottenberg zu warnen. Da sie aber nicht deutlich genug werden konnte, ohne sich zu verraten, so hörte er ihr gar nicht richtig zu, bat sie, von angenehmeren Dingen zu sprechen und sagte, es sei ihm unbegreiflich, daß sie Seßler, den sie doch bloß zwei oder drei Male gesehen, so unsympathisch finde. Ja er, Rottenberg, persönlich halte es für höchst illoyal, einem Untergebenen bloß deshalb Schwierigkeiten zu machen, weil einem irgend etwas Gleichgültiges an ihm nicht passe. (Was, in betreff Seßlers, alles eher als gleichgültig war, hatte Marcelle ja nicht anführen können.) Selbst wenn, so fügte Rottenberg hinzu, selbst wenn — was aber nicht der Fall sei — Seßler ihm widerwärtig wäre, würde er, Rottenberg, sich verpflichtet fühlen, die eigenen Launen der Loyalität unterzuordnen.

Diese Aeußerungen ließen Marcelle zwar Rottenbergs Charakter bewundern, doch ward die Situation durch diese Harthörigkeit des Legationsrats nur noch schlimmer, und am schlimmsten sollte sie werden, als zuletzt Seßler selbst sich darein mischte. Es schien nämlich, daß er, seit der Szene in jenem Lokal, Marcelle und Rottenberg weiter beobachtet hatte, ohne auch späterhin zu entdecken, daß Mar-

celle, die er in Rottenbergs Gesellschaft sah, eine andere sei als Lucille, mit der er selber sich traf. Was für Auftritte er Lucille machte, war nur zu erraten. Offenbar warf er ihr, wie er's auch bei Marcelle getan, Untreue vor, und sie nahm es hin, weil sie wohl wirklich einen andern Geliebten hatte. Aber eine entsprechende Szene machte er schließlich auch Rottenberg selbst. Er verbot ihm strikte, sich Marcelle weiterhin zu nähern, erklärte sie jedoch gleichzeitig für die liederlichste und verächtlichste Person.

Zum Glück aber — oder sollen wir sagen: zum Unglück? — erwähnte er weder Lucilles noch Marcelles Namen, sondern nannte die eine wie die andere, oder beide zugleich, bloß «das Frauenzimmer». Rottenberg glaubte sich aus allen Wolken gefallen, ja er geriet außer sich. Er mußte vermuten, daß Marcelle nicht nur zu ihm selber und zu Seßler, sondern zumindest auch noch zu einem Dritten Beziehungen habe. Zum nächsten Rendezvous mit ihr erschien er nicht mehr, und als sie ihn anrief, weigerte er sich, sie zu sprechen oder gar zu empfangen.

Sie sah nun etwas aufs Spiel gesetzt, das ihr wichtiger geworden war als das Los ihrer Schwester, ja als ihr eigenes Los: nämlich ihre Liebe. Sie sagte sich, daß ihr nur noch die Möglichkeit blieb, Lucille aufzusuchen und sie kurzerhand zu zwingen, das Weite zu suchen. Wenngleich dieser Schritt der einfachste war, hatte sie ihn bisher nicht tun wollen. Denn wenn Lucille fort war, mußten die Dinge in einer Unordnung hinter ihr zurückbleiben, die nicht mehr zu entwirren war. Weder Rottenberg noch Seßler konnten dann noch glauben, daß es sich nicht um eine Frau allein, sondern daß es sich um zwei Frauen gehandelt habe. Weder von ihrem Geliebten konnte der Verdacht, der auf ihn gefallen war, abgewälzt, noch konnte Seßler der Dinge, für die er allein die Verantwortung trug, überführt werden.

Doch blieb ihr keine andere Wahl, und sie machte sich, verstörten Gemüts, auf den Weg. Als sie ihrer Schwester Haus betrat, fand sie einen Mietwagen davor halten und an der Wohnungstür den Chauffeur und den Portier, die wartend dastanden, weil ihnen auf ihr Klingeln nicht geöffnet ward. Sie seien, sagten sie, bestellt worden, Gepäck hinab zum Wagen und zur Bahn zu schaffen. Eine würgende Angst stieg in Marcelle auf, und ihr Herz fing an, bis in ihre Schläfen zu schlagen. «Oeffnen Sie die Türe!» rief sie. «Oeffnen Sie sie sofort!» Der Portier fragte erstaunt, ob sie denn die Schlüssel nicht bei sich habe. «Fragen Sie nicht!» schrie sie. «Oeffnen Sie die Türe!» Kopfschüttelnd — denn es war klar, daß er sie für Lucille hielt — ging er die Treppen hinab in seine Wohnung, um seine eigenen Schlüssel zu holen und nachzusehen, ob ihrer einer nicht die Tür auf-

schlösse. Doch war er noch nicht zurück, als Rottenberg erschien. Er war totenbleich. Als er Marcelle sah, eilte er auf sie zu und nahm sie in die Arme. «Verzeih mir!» stammelte er. «Kannst du mir verzeihen?»

*

Polizei, die gleich darauf über die Stufen heraufgelaufen kam, sprengte die Wohnungstür und trat ein. Marcelle vermochte es nicht. Indem die Beamten in die Wohnung drangen, berichtete Rottenberg, was ihn hergetrieben.

Seßler hatte seine Geliebte aufgesucht und sie im Begriffe gefunden, zu verreisen. Offenbar war es ihr zu unheimlich geworden, länger am Orte zu bleiben. Als sie auf seine Bitten und Beschwörungen von ihrem Entschlusse nicht abstand, als sie ihn anschrie, er sei ein Narr und sie habe nie daran gedacht, ihm wirklich anzugehören, er solle sie also in Frieden lassen, verließen ihn die Nerven, und er schlug sie nieder. Dies geschah, in der Verzweiflung, welche ihn ergriffen hatte, mit solcher Heftigkeit, und Lucille fiel so unglücklich, daß ihr Sturz tödlich war. Als Seßler sah, daß sie sich nicht mehr regte, kehrte er ins Auswärtige Amt zurück, berichtete, was er getan hatte, und brach zusammen.

*

Zuletzt entschlossen sich Rottenberg und Marcelle, den Beamten zu folgen. Auf dem Teppich fanden sie eine Frau liegen, die, wäre sie von der Todesblässe nicht entstellt worden, genau wie Marcelle ausgesehen hätte. Ob sie aber wohl auch, hätte sie noch geatmet, *gewesen* wäre wie Marcelle?

Die Lebende wandte sich schluchzend von ihrem Ebenbilde.

«Ich hatte geglaubt», sagte Rottenberg, indem er sie aus der Türe und über die Treppe führte, «ich hatte geglaubt, er habe dich gemeint.»

«Wer?» vermochte Marcelle zu fragen.

«Seßler», sagte Rottenberg, «— obwohl er von einer Frau redete, welche Lucille hieß, nicht Marcelle. In diesen schrecklichen Augenblicken merkte ich erst wirklich, wie sehr ich dich liebe. Kannst du begreifen, daß mir nun ist, als seiest du selber mir entrissen gewesen und wiedergegeben? Glaubst du, daß ich je noch ohne dich leben könnte?»